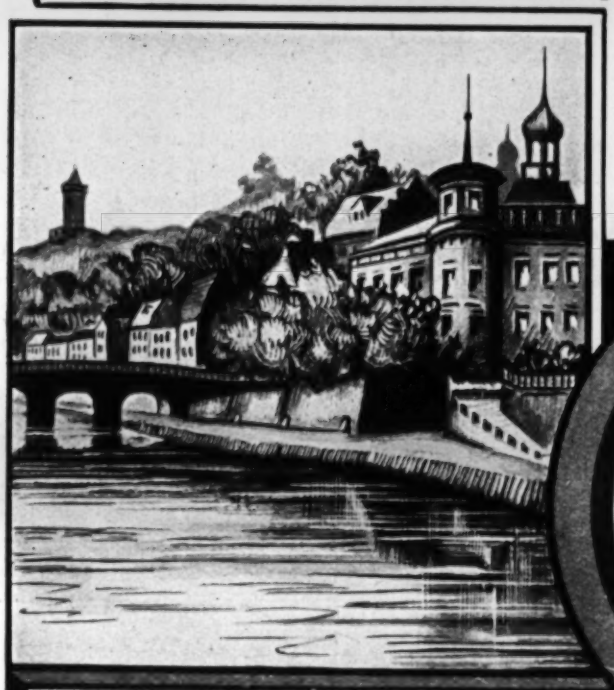
Saarheimatbilder



Illustrierte Monatsbeilage
zum
Saar-Freund

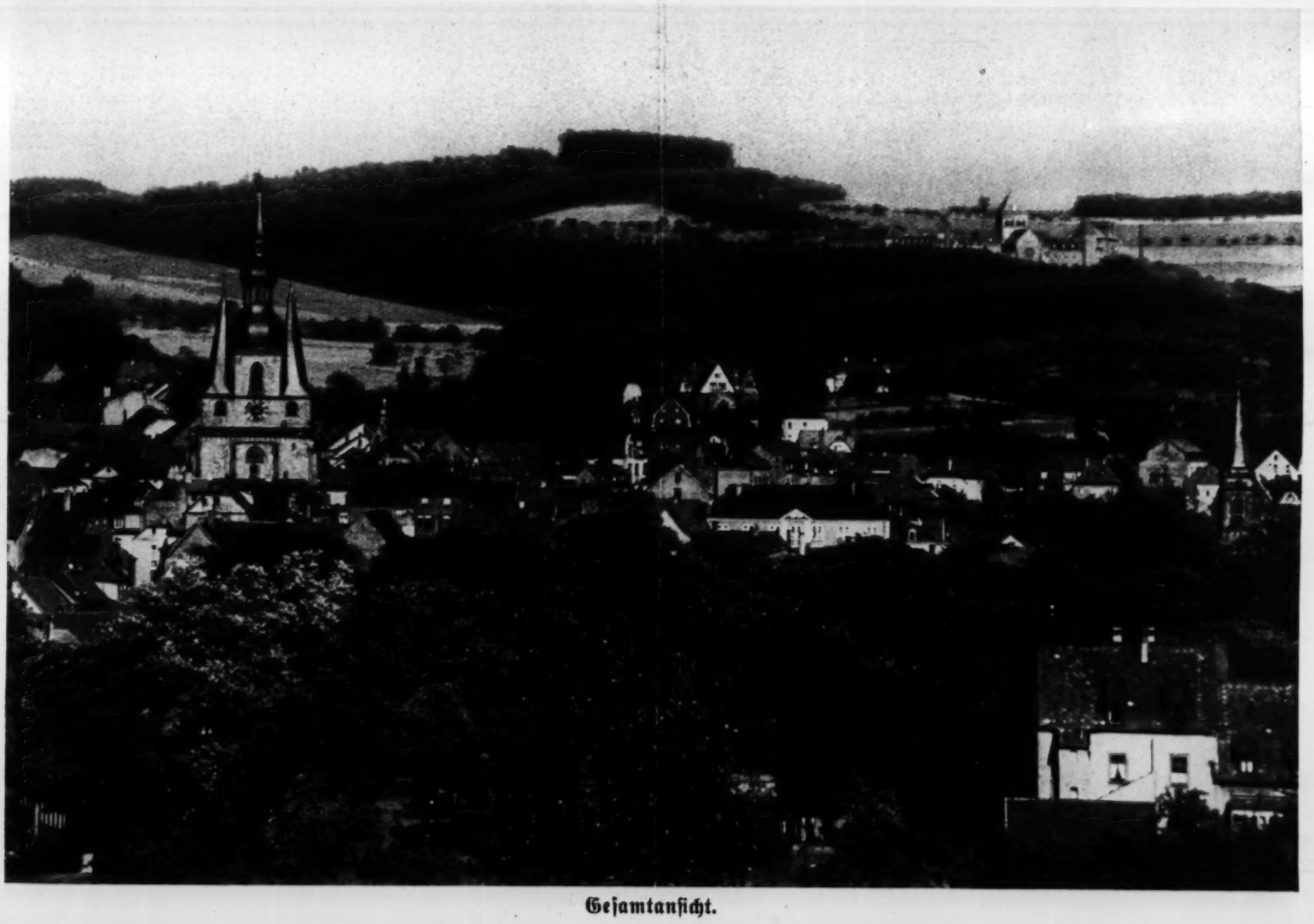
Nummer 3 / 8. Jahrgang

Berlin, 15. März 1932

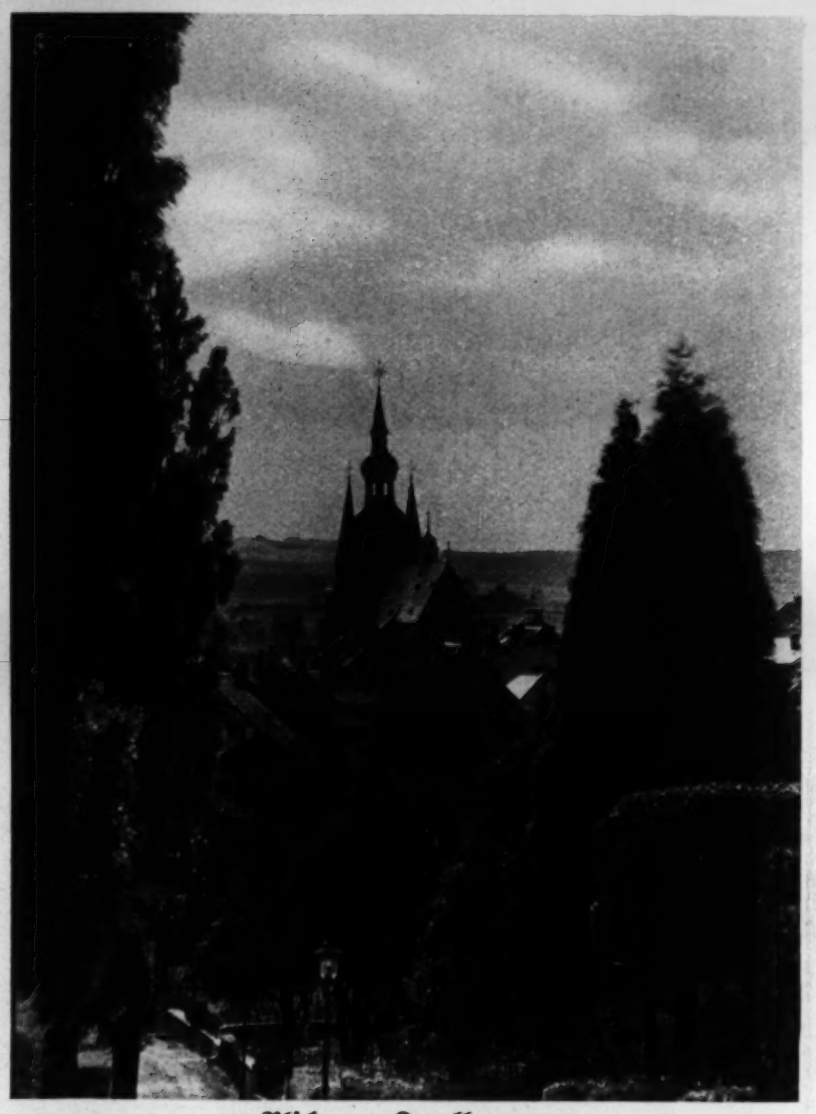
St. Wendel, die 600 jährige Stadt.

Von P. Heintz.

Bildwiedergaben von P. Wirth, St. Wendel



Gesamtansicht.



Blick vom Kapellenweg.

Des Gründers Name meldet kein Lied, kein Heldenbuch und keine Chronik; er ist ein Unbekannter. Aber das eine wird man ihm zugestehen: der Gedanke, sich gerade im Talbecken von Blies und Todbach eine Heimat zu schaffen, charakterisiert ihn als weitschauenden Mann. Aus seiner Siedelung erwuchs nach und nach der „Wendelshof", der eigentlich drei kleine Siedlungen: Basonvillare, Kelsweiler und Niederweiler zusammenschloß, später zu einer Burg ausgebaut und vor nunmehr 600 Jahren zur Stadt erhoben wurde. Wie sehr die neue Stadt sich ihrem Namens- und Schutzheiligen Wendalinus verbunden fühlte, brachte sie in ihrem ältesten Wappen und Siegel zum Ausdruck. Dieses stellt nämlich St. Wendalin dar, der in seiner Rechten ein Schild mit dem jetzigen Wappen hält, das Schild von einer dreitürmigen Mauerkrone überragt, durch ein goldenes Kreuz in 4 blaue Felder mit je einer weißen Lilie geteilt. Diese Lilien bilden eine dauernde Erinnerung an die schottische Heimat des Schutzheiligen; das Kreuz, dem kurfürstlich-trierischen Wappen entlehnt, kündet entsprechend kommenden Geschlechtern die Verbundenheit unserer Stadt mit Trier durch fast ein halbes Jahrtausend — in guten wie in bösen Tagen. Und es waren sicherlich böse Zeiten, als nach so langer Verbundenheit, die wie die Stadtwerdung auf Kurfürst Balduin zurückgeht, das enge Band zerrissen wurde. Düstere Wolken lasteten dann auf Stadt und Land, bis sie nach dem Wiener Kongreß in Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Saalfeld einen neuen Herrscher fanden. Da wurde St. Wendel als Hauptort des Fürstentums Lichtenberg gar Residenzstadt. Jener Zeit erinnern sich auch heute noch die alteingesessenen Familien gerne und nennen sich mit bewußtem Bürgerstolze: „Koburger", obwohl die herrschaftliche Zeit noch nicht 20 Jahre währte und dann 1834 die Vereinigung mit Preußen folgte. Der Wechsel mochte den Bürgern wenig gefallen; denn nach den Jahren des Glanzes ward die folgende Stillegung und Stille um so lebhafter empfunden. Als dann aber die neue Zeit einen allgemeinen Aufstieg brachte, nahm St. Wendel daran regen Anteil; es wurde der Mittelpunkt der näheren und weiteren Umgebung. Die uralten Straßenzüge westwärts nach Trier und der Mosel,

Altes Rathaus.

nordwärts über Birkenfeld dem Rheine zu und nach der Pfalz, südwärts nach Saarbrücken wurden verbessert, „modernisiert"; dazu kam ein weitverzweigtes Straßennetz in der engeren Umgebung; und im Zeitalter der Eisenbahn sah unser Städtchen sich gar als Station der Rhein-Nahe-Bahn an einer neuen europäischen Weltverkehrsstraße. Trotzdem ward es von der nahen aufblühenden Kohlen- und Eisenindustrie verschont und blieb so das stille, traute, schöne Landstädtchen, das es auch heute noch ist. Durch die Gebeine seines Schutzheiligen war es ein vielbesuchter Wallfahrtsort, durch seine Märkte ebensosehr ein Anziehungspunkt Tausender von nah und fern. Von Saar und Mosel, von Nahe und Rhein, vom Hunsrück und der Pfalz und Elsaß-

St. Wendalinus-Kapelle.

Lothringen kamen jahraus, jahrein ungezählte Besucher, nicht bloß einmal, sondern so oft sich die Gelegenheit bot. 1896, als man noch nicht wie heute mit Riesenzahlen Rekorde erstrebte, sah das Städtchen binnen weniger Wochen gegen 150 000 Pilger in seinen Mauern und übte an ihnen traditionelle Gastfreundschaft.

Dann kam der große Weltkrieg und brachte auch hier Trauer und Tränen in die Familien und besonders schicksalschweres Leid dem Städtchen, als es 1919 mit dem ganzen Blies- und dem mittleren Saartale von dem Mutterlande getrennt wurde. So wurde es zur Grenzstadt. Der 10 Kilometer breite Zollgürtel, der 1920 an der saarländischen Grenze geschaffen wurde, schließt das Städtchen ganz ein und sieht es im Südosten 5—6 Kilometer, im Osten kaum 3 Kilometer von der äußeren Grenzlinie entfernt.

Grenzstadt sein! Was das bedeutet, kann aus tiefstem Grunde nur der beurteilen, der es als Stadtbewohner mit eigenen Augen schaut und mit fühlender Seele erlebt. Hier schaut und erlebt man Grenzschicksal Tag für Tag. Ward es in der Uebergangszeit von 1920—1925 schon als unliebsame Hemmung empfunden, so wird es seit 10. Januar 1925 Riesenschranke und Fessel zugleich. Mit einem Schlage schienen da die mannigfachen Geschäftsverbindungen unserer heimischen Geschäftswelt unterbunden. Das Vaterland war Ausland geworden für uns, die wir es noch immer nicht fassen konnten, von ihm auch in dieser Weise getrennt zu sein. Der Warenbezug von dort, über den wir uns vorher kaum einmal Kopfzerbrechen gemacht hatten, sank auf ein Minimum. Wo er aber nicht aufgegeben wurde, war er mit bürokratischen Formalien und geldlichen Zöllen belastet, dazu in fristmäßiger Lieferung gehemmt und durch die neue französische Währung und die Regelung des Geldverkehrs erschwert. Um so weniger vergessen wir es dem Vaterlande, daß es alles tat, was in seinen Kräften stand, damit die alten Verbindungen aufrecht erhalten würden. Vieles haben wir alle ihm dafür zu danken, sehr vieles zumal unsere Kaufmannschaft, die auch die heutige Kontingentierung und alles, was mit Einfuhrbeschränkungen und -erschwerungen zu tun hat, als lästige Fessel empfindet.

Eine andere Seite der Frage! Das weite nordöstliche Randgebiet das bis 1920 verwaltungstechnisch unserem Heimatstädtchen verbunden war, sich aber wirtschaftlich ebenso auf dasselbe stützte, das sogenannte Hinterland mit der kaufkräftigen ländlichen Bevölkerung, war durch die Grenzziehung und Zollabschnürung verloren. Glieder der Heimatgemeinschaft, die bis dahin gebend und nehmend aufeinander angewiesen waren, wurden so auseinandergerissen und sind es geblieben bis auf den heutigen Tag. Die Folge: Die guten Freunde von ehedem, die im Saargrenzgebiet der Väter Scholle bebauen, finden für die Erzeugnisse ihrer Landwirtschaft und Viehzucht das uralte Absatzgebiet, den Handelsplatz St. Wendel verschlossen, und dort warten Kaufmann und Handwerker vergeblich auf die bemittelte Stammkundschaft von ehemals.

Und neue Not bricht über das Grenzgebiet herein dadurch, daß seine werkschaffenden Jünglinge und Männer als Saargänger von den Arbeitsstellen des Saargebietes verwiesen werden; mit jedem hier abgelegten Arbeiter aber vermindert sich auch die Verkehrsziffer unserer Stadt, und

der wirtschaftlichen Abschnürung geht dadurch eine geistige Entfremdung zur Seite. Die Stadt selbst bemüht sich, die alten Bande mit „draußen und drüben" auch „ohne Geschäft" zu erhalten und fester zu knüpfen; es wird ihr mit jedem Tage schwerer und schwerer.

Blitzlichtartig und schlagend wird der wirtschaftliche Rückgang unserer Grenzstadt illustriert durch die amtlichen Erhebungen über die seit altersher hier abgehaltenen Märkte, die wie die Wallfahrten zum Grabe des Stadtpatrons stets eine Säule des wirtschaftlichen Wohlstandes waren und deren Entwicklung darum auch ein besonderer Gradmesser für die wirtschaftliche Entwicklung überhaupt ist. Die Wichtigkeit unserer Märkte „mag am besten aus der Tatsache erhellen, daß im Jahre 1861 auf unseren Märkten 11 750 Stück Rindvieh, 80 600 Schweine und Ferkel, 1700 Schafe und 700 Pferde aufgetrieben worden waren. Der Fruchtmarkt war in demselben Jahre mit 30 150 Scheffeln Brotfrucht, 520 Scheffeln Erbsen, 2480 Scheffeln Kartoffeln, 620 Zentnern Heu und 1420 Zentnern Stroh beschickt worden.

Das aufgetriebene Vieh und die Früchte stammten natürlich aus unserer nächsten Umgebung . . . Die Händler und Aufkäufer aber kamen bis zum Kriegsjahr 1870 aus Frankreich, Belgien, Holland, Luxemburg, der Pfalz, Hessen und Württemberg. Selbst Schweizer und vorderösterreichische Pferdehändler deckten hier ihren Bedarf . . ." (Geschichte der Stadt St. Wendel, S. 763.)

Um so eindrücklicher wirkt darum auch eine statistische Gegenüberstellung vom großen Wendelsmarkte.

Tag	Pferde	Stiere	Ochsen	Kühe	Jungvieh	Schafe	Schweine über 6 Monate	Schweine unter 6 Monate
18.10.1893	1200	28	80	1 200	700	3 500	200	900
23.10.1900	620	40	50	556	650	3 500	23	568
27.10.1914	255	27	2	316	287	1 022	83	647
27.10.1931	39	3	—	73	24	—	—	320

Derweilen aber schleicht durch Stadt und Land auch unserer Heimat das unheimliche Gespenst der Weltwirtschaftskrise und bringt auch dem unserer Stadt noch verbliebenen Umkreise Arbeitslosigkeit mit Lebensnot und legt sich lähmend auf das ganze Geschäftsleben, das ohnehin nur mehr ein Schatten einstiger Größe ist. Die Not hingegen wächst in riesigen Ausmaßen höher und höher. Sie muß wirklich riesengroß sein, wenn ein stiller Dulder — das Handwerk — Behörden und Private in flehentlichstem Tone anruft, ihm doch Aufträge und Arbeit zu vermitteln, damit es nicht untergehe. So geschehen dahier im Herbst 1931. Ein Maler fände kein passenderes Gegenwartsmotiv als dieses: Zeitennot. Darauf als erstes Teilbild: Eine Arbeiterfamilie, deren bitterste Not auch die steinhartesten Herzen rühren müßte. Als zweites Teilbild: Eine Handwerkergruppe in stumpfes Sinnen versunken, und als drittes ein Kaufmann, der in seiner Ladentüre sehnsüchtig, aber vergeblich auf die anderen als Kunden harrt. Die Armut und die Not dieser andern sind auch sein Untergang. Und eines dürfte auf dem Bilde nicht vergessen werden, weil es zum Gegenwartsleben unseres Städtchens gehört: Ein Zollamt mit Zollbeamten in Käppi und blauer Uniform.

Schloßplatz mit Brunnen und altem Schloß.

Schwer lastet ein tragisches Geschick auf dem Städtchen, das wir unsere Heimat nennen. Indes, auch die düsterste Gegenwart mit ihren Sorgen und Nöten wird vorübergehen und von kommenden Geschlechtern als Episode — Zwischenhandlung — gedeutet werden. Gerade im Jubiläumsjahr der Stadtwerdung schöpfen wir neuen Lebensmut und Lebenswillen aus der Betrachtung der Stadtgeschichte. Da wird uns gar das Stadtwappen zum sinnigen Symbol: Das Kreuz, auch wenn es golden glänzt, Sinnbild von Zeitennot und -leid; der blaue Grund mit den weißen Lilien der Spiegel der Reinheit und Lauterkeit unserer unerschütterlichen Liebe und Treue zu Heimat, Volk und Vaterland:

Treu deutsch nach Väter Art und allerwegen
und einer lichtern Zukunft stolz entgegen!